

Mao, «dreissig Prozent negativ»

Eine Bilderchronik macht deutlich, was China an Aufarbeitung des roten Terrors noch zu leisten hätte

Wo sind eigentlich die Gräber der siebzig Millionen Toten, die der Maoismus nach jüngsten Schätzungen hinterlassen hat? Es gibt sie nicht, so wenig wie ein Mahnmal oder das Bekenntnis der chinesischen Kommunistischen Partei zur historischen Schuld, die sie in Kollaboration mit ihrem Grossen Vorsitzenden auf sich geladen hat. Nicht lass man sich der Schändlichkeit des eigenen Treibens nie bewusst geworden wäre. Nach Maos Tod 1976 trat eine neue Verfassung in Kraft und wurde die «Viererbande» verhaftet, die mit Maos Segen und unter der Regie von dessen Ehefrau Jiang Qing seit 1966 die Kulturrevolution inszeniert hatte, eine beispiellose Gewalt- und Zerstörungssorgie vorgeblich gegen jede Art von bürgerlichem Revisionismus, in Wahrheit aber eine Kampagne gegen reale und vermeintliche Gegner in der Kommunistischen Partei. Auch setzte der rehabilitierte Deng Xiaoping die überlebenden Opfer wieder ins Recht, doch vollzog er damit keineswegs den Bruch mit Maos Lehre.

1981 gestand die KPCh erstmals ein, dass die Kulturrevolution ein «grober Fehler» gewesen sei, beurteilte Maos Wirken aber im Ganzen als zu «70 Prozent positiv». Heute wird Mao nach wie vor, wenn auch entpolitiert, hochgehalten – mit dem Mausoleum in Peking, mit Riesenskulpturen und überlebensgrossen Porträts, mit Pop-Devotionalien aller Art und bis vor kurzem auch auf den Geldscheinen. Zudem wird in Sachen Mao mit ungebrochenem Eifer zensiert – die kritische Biografie von Jung Chang und Jon Halliday, die Mao als machtbesessenen Tyrannen zeichnet, durfte in China nicht erscheinen. Immerhin scheint das Buch der linksrevolutionär-ideologischen Verharmlosung Maos im Westen indigentlich die Spitze gebrochen zu haben – was reichlich nicht heisst, dass Andy Warhols farbenreudige Mao-Prints bereits weltweit in den Depots der Museen verschwunden wären.

Der Bedarf an historischer Aufklärung über die Verbrechen des Maoismus ist gross, und Nachholbedarf besteht zumal in der Visualisierung eines Grauens, das in Zahlenform abstrakt bleibt. Mit Gewinn nimmt man daher einen Band des Fotojournalisten und Pulitzerpreisträgers Liu Heung Shing zur Hand, der anhand von teilweise



Mao 1954 am Strand von Beidaihe – in der Pose, die zum Vorbild wurde für die vielen Monumentalstatuen, die später in ganz China aufgestellt wurden.

HOU BOU / PD

unveröffentlichten Dokumenten aus Privatarchiven von 88 chinesischen Fotografen eine Reise durch die Bildwelten der Volksrepublik China von den Anfängen 1949 bis hin zur Gegenwart der Olympischen Spiele 2008 unternimmt. Dabei wirft das Buch immer wieder einen Blick hinter die Kulissen von Politik und Propaganda. An der Lebenswelt der einfachen Leute wird deutlich, wie sehr sich China in den letzten fünfzehn Jahren modernisiert hat. Der düstere Kollektivismus hat sich im Zuge des Wirtschaftsaufschwungs in einen Individualismus verkehrt, der nicht nur die Jugend erfasst. Die stramm paradiierenden weiblichen Milizen des Jahres 1958 jedenfalls hätten

sich den heiteren Kusswettbewerb des Jahres 2007 wohl nicht einmal zu erträumen gewagt.

Vieles wird greifbarer in diesem auch reich mit Texten orchestrierten Band: das Werden Maos als Ikone etwa, die militaristisch-ideologische Abrichtung der Kinder oder der Machtwahn der jungen revolutionären Gardes, wenn sie im Zeichen der Zukunft die Kultur der Alten in den Staub treten. Arm, aber unbeschrieben, so sah Mao das chinesische Volk, bevor er ihm Brandzeichen zu setzen begann: «Ein weisses Stück Papier hat keine Flecken, und deshalb können die neusten und schönsten Worte darauf geschrieben werden; die neusten und schönsten Bilder können darauf gemalt werden.» Den «Grossen Sprung nach vorn», den die Maschinen nicht hergaben, musste die Bevölkerung oft mit archaisch einfachen Mitteln von Hand und per Fuss bewerkstelligen. Während man Fotos von verzückten Massen (bewaffnet mit Mao-Transparent oder «Rotem Büchlein») sowie von Funktionären oder Mönchen, die vor einem Mob öffentlich gedemütigt werden, bereits etwas kennt, lassen Fotos von Hinrichtungen ahnen, welche Gewalt sich hinter den Kulissen gegen alles richtete, was als «konterrevolutionär» denunziert werden konnte.

Einen bitteren Kontrast dazu bilden Einblicke in die Privatsphäre der kommunistischen Nomenklatura, wo die ideologisch geächtete familiär-kleinbürgerliche Lebensart locker gepflegt wurde. Durch die kontrastreich-ironische Gegenüberstellung von Bild und Propaganda-Zitat sowie durch präzise Bildlegenden schafft es der

Band, Horizonte aufzureissen. Eine Wohlthat ist es schliesslich, zu sehen, wie rasch das Leben mit der wirtschaftlichen Liberalisierung in den neunziger Jahren an Farbe gewinnt. Der dynamische Wandel Chinas lässt hoffen, dass mit dem Individualismus auch die Verantwortlichkeit für die eigene Geschichte erwacht. Dann erst wird einem der Wolkenkratzerwald von Schanghai nicht mehr als heimliches Gräberfeld vorkommen – warum nur wird dort so himmelhoch gebaut?

Andreas Breitenstein

Liu Heung Shing (Hrsg.): China. Porträt eines Landes aus der Sicht von 88 chinesischen Fotografen. Deutsch – Englisch – Französisch. Taschen-Verlag, Köln 2008. 424 S., Fr. 67,90.